

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Phyllis Theroux
Meine Kinder tun das auch
Gutenacht-Geschichten für Eltern

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Einleitung	9
Teil I	15
Kinderkriegen	17
Drinne – drauß	28
Perfekte Familien	33
Gerechtigkeit	41
Football	48
Mit Kindern einkaufen	53
Johannas erster Schultag nach den Ferien	59
Gute Manieren	63
Langeweile – die schlimmste Kinderkrankheit	68
«Bring mich nicht in Verlegenheit, Mami!»	74
Teil II	79
Über Gott und das Ende des Weltraums	81
Tierliebe	86
Parties	93
Bruchrechnen	100
Sorgen	106
Ein Loblied auf die Lehrer	110
Mein Freund Hubertus	118
Wenn ich aus der Haut fahre	125
Mutterliebe	132
Die besten Dinge im Leben	139
	7

Teil III	145
Eine Frage des Stils	147
Die Tatsachen des Lebens	154
Wenn es Ärger gibt	161
Mitbewohner	169
Den Glauben bewahren	176
Eltern auf der Zuschauertribüne	183
Eigene Erfahrungen	189
Der Schulball	196
«Ich bin einfach toll!»	202
Wer erobert die Fahne?	209

Einleitung

Am Ende meines ersten College-Jahres bekam ich einen Anruf von meinem Vater, der mir eine betrübliche Mitteilung zu machen hatte: Er konnte es sich nicht mehr leisten, mich aufs College zu schicken. Das Jahr 1958 war für ihn ein schlechtes Jahr gewesen. Und da er außer für mich, die Älteste von sechsen, noch für fünf weitere Kinder zu sorgen hatte, mußte er sich genau überlegen, wie er seine finanziellen Mittel anlegte. So kam es notgedrungen zu einer Umverteilung zugunsten meines ältesten Bruders, der noch auf die High-School ging.

«Eines Tages wird er heiraten», erklärte mir mein Vater, «und dann muß er eine Familie ernähren.»

Die Überlegung meines Vaters war von unanfechtbarer Logik. Mein Bruder brauchte auf jeden Fall eine gute Ausbildung. Denn auf lange Sicht würde er dringendere Verpflichtungen haben als ich: Ich würde ja irgendwann meinen Platz in der Familie eines Mannes einnehmen, der dann für mich zu sorgen hätte.

Diese Mitteilung meines Vaters traf mich wie ein Keulenhieb, aber ich verschanzte mich hinter meiner Naivität und der heiteren Gewißheit, schon irgendwie durchzukommen – vielleicht in den Bergen von Aspen in Colorado, wo ich die nächsten Jahre damit verbringen konnte, als Kellnerin zu arbeiten und mir nebenbei beim Skifahren eine winterliche Bräune zuzulegen.

Zum Glück mußte ich meine Ausbildung am College nicht an den Nagel hängen. In letzter Minute kam eine College-Abgängerin, die von meiner mißlichen Situation erfahren hatte, auf die Idee, eine große Geldsumme für ein Stipendium zu stiften, das es mir ermöglichen sollte, die noch folgenden drei Jahre auf dem College zu absolvieren. Diese Gnadenfrist – ein kleines Wunder – brachte mich zur Vernunft: Jemand nahm mich so ernst, daß meine Ausbildung sichergestellt war – damit begann ich mich selbst ernster zu nehmen. Aber es wäre ein Irrtum, daraus zu schließen, daß das Stipendium eine karriereorientierte Studentin aus mir gemacht hätte. Wie die meisten Frauen dieser Zeit dachte ich mehr an «Berufung» als an Beruf.

Ein Beruf war im günstigsten Fall etwas, womit man die Zeit zwischen College und Heirat ausfüllen konnte, es sei denn, man war eine Frau wie die französische Chemikerin Marie Curie oder die amerikanische Ethnologin Margaret Mead, deren Weg kraft ihrer geistigen Fähigkeiten fast zwangsläufig vorgezeichnet war. Ich selbst hielt mich nie für sonderlich intelligent. Und diese Einschätzung wurde während meiner ganzen Zeit auf dem College auch von keinem Lehrer angezweifelt. Das störte mich nicht weiter. Ich war ganz darauf programmiert, Ehefrau und Mutter zu werden, und konnte es kaum erwarten, im Rahmen dieser Berufung die ganze Fülle meiner Liebe, meiner Bereitschaft zur Selbstaufopferung und meiner guten Absichten unter Beweis zu stellen.

Zu gegebener Zeit wurde ich beides, Ehefrau und Mutter. Aber Berufungen erfordern mehr Liebe, Selbstaufopferung und gute Absichten, als mir je zur Verfügung standen. Irgendwann wurde ich zu einer alleinstehenden Mutter, was mir ein noch größeres Maß an Tugend abverlangte, wie ich sie bis heute nicht erreicht habe. Und

irgendwann, eigentlich ohne Vorsatz, fing ich an zu schreiben. Schreiben war eine Möglichkeit, etwas zu schaffen – möglicherweise etwas Schönes, zumindest für mich Schönes –, das am nächsten Morgen, ähnlich wie ein im Entstehen begriffenes Gemälde, unverändert vorhanden war, so daß ich daran weiterarbeiten konnte. Durch meine Entwicklung zur Schriftstellerin stieß ich zufällig auf einen Beruf und auf ein etwas verändertes Bild von mir selbst.

Ironie des Schicksals: Der Bruder, der während meiner Stipendienjahre den größten Anteil aus meines Vaters Geldbörse erhielt, ist Junggeselle geblieben, während ich bis heute von den sechs Kindern meiner Eltern das einzige bin, das selbst Kinder zu ernähren hat. Und das ist nicht die einzige Ironie. Zwar tragen meine Kinder noch nicht unmittelbar zu ihrem eigenen Lebensunterhalt bei, aber für den Beruf, dem ich mich schließlich zugewandt habe, stellten sie von Anfang an eine so unerschöpfliche Quelle der Inspiration dar, daß sie strenggenommen selbst für ihren Lebensunterhalt sorgen. Das vorliegende Buch, in dem sie eine so entscheidende Rolle spielen, ist der beste Beweis dafür.

Zu Zeiten war es schwierig für meine Kinder, eine Autorin zur Mutter zu haben, die häufig über ihre Kinder schreibt, auch wenn ich meine eigenen Texte ziemlich gewissenhaft redigiere und grundsätzlich auf dem Standpunkt stehe, daß bestimmte Lebensbereiche meiner Kinder die Öffentlichkeit nichts angehen. Aber als sie älter wurden und mehr Privatsphäre brauchten, habe ich mir angewöhnt, ihnen alles, was ich über sie geschrieben habe, vorzulegen, um nicht aus Versehen ihre Intimsphäre zu verletzen. Gelegentlich verlangen sie, daß ich die eine oder andere Zeile streiche. Doch im großen und ganzen habe ich den Eindruck, daß sie so, wie sie in meinen Schil-

derungen auftauchen, mit sich ganz zufrieden und in gewisser Weise sogar stolz darauf sind, in Zeitungen wie *The Washington Post* oder *The New York Times* (freilich meist ohne Namen) zu erscheinen.

Das bringt mich zu einer Geschichte, die ich mangels Gelegenheit bisher nie losgeworden bin. Vor langer Zeit saß ich abends noch auf der Bettkante bei Justin, meinem Jüngsten. Wir sprachen die Ereignisse des Tages durch, beteten zusammen, und dann blinzelte er mich, umringt von sämtlichen Teddybären, aus seinem kuscheligen Bett schlaftrunken an und sagte: «Und jetzt darfst du mir ein Lied vorsingen.» Seine hoheitsvolle, gebieterische Art entzückte mich. Ich tat, wie mir befohlen.

Doch in das Entzücken mischte sich eine seltsame Leere, von der Justin nichts ahnte. Ein wesentlicher Teil von mir sehnte sich schmerzlich danach, an seiner Stelle warm eingepackt im Bettchen zu liegen und langsam in den Schlaf zu sinken, während eine große, mütterliche Gestalt neben mir sitzt und mir ein Wiegenlied singt.

Beim Singen versuchte ich, die widerstrebenden Gedanken und Gefühle, die mich bewegten, zu sondieren. Ich hatte entdeckt, daß Mutter ein unendlich anspruchsvoller Beruf war. Zu Zeiten gelang es mir kaum, den Kopf oben zu behalten, so sehr erschöpften mich die Anforderungen. Zu anderen Zeiten wurde ich ungeheuer reich belohnt – der Anblick, die Geräusche und der Geruch meiner Kinder waren wundersame Drogen, die mich mit Euphorie erfüllten und mir das Gefühl gaben, wichtig zu sein. Aber als ich damals mit einer gewissen inneren Leere auf dem Bettrand saß, während ich das Herz eines Kindes füllte, hatte ich Angst, daß meine Kraftreserven zu Ende gehen könnten.

Irgendwann zwischen der ersten und der letzten Strophe kam mir eine Erkenntnis: Es spielt keine Rolle, ob

man am gebenden oder am nehmenden Ende der Liebe steht, solange man nur in irgendeiner Weise daran teilhat. Erst wenn wir völlig davon ausgeschlossen sind, sollten wir anfangen, uns Sorgen zu machen. Mit diesem hoffnungsvollen Tenor beendete ich das Lied und gab meinem Sohn einen Gutenachtkuß.

Am nächsten Morgen überlegte ich mir notgedrungen, ob sich der inzwischen hellwache Fünfjährige neben mir nicht auch so seine Gedanken über das Zubettgehen machte. War er alt genug, um in Worte zu fassen, was er empfand, wenn er gefüttert, gebadet und dann wie eine Glückwunschkarte in einen Umschlag gesteckt wurde, während ihm seine Mutter etwas vorsang? Ich beschloß, ihn danach zu fragen.

Die Gelegenheit dazu ergab sich, als wir zum Einkauf führen. Ich schaute zu ihm hinüber und fragte: «Justin, erinnerst du dich an gestern abend, als ich dir ein Lied vorgesungen habe?»

«Na klar», antwortete er.

«Erinnerst du dich auch daran, was du dabei empfunden oder gedacht hast?»

Es entstand eine kurze Pause, und ich dachte, daß er sich diesen Augenblick ins Gedächtnis zu rufen versuchte. Aber dann schaute er mich an und fragte: «Machst du das für die *Post* oder die *Times*?»

Kinderkriegen

Ich kann mich nicht erinnern, daß es je eine Zeit gegeben hat, zu der ich keine Kinder hätte haben wollen. Das bedeutet aber nicht, daß ich so eine Art Urmutter war. Als Teenager haßte ich es, den Babysitter zu spielen, und versuchte immerfort, mich von meinen kleinen Brüdern und Schwestern loszueisen. Und als kleines Mädchen habe ich nie mit Puppen gespielt. Aber selbst Kinder zu haben war meiner Ansicht nach eine wundervolle Angelegenheit, und auf eben dieses Wunder war ich ganz versessen. Ich hätte klüger sein und nicht so direkt Jagd auf dieses Wunder machen sollen. Ich war bereits vier Jahre verheiratet, und noch immer waren keine Kinder in Sicht. Rückblickend erscheint mir dieser Zeitraum, in dem ich ungeduldig die Monate zählte, als ziemlich kurz, aber damals kam mir eine Ehe ohne Kinder vor wie ein Sandwich ohne Belag. Nachdem ich mehrere Ärzte aufgesucht hatte, von denen einer dem anderen widersprach, machte ich mich auf die Suche nach einer Adoptionsvermittlung, denn inzwischen war mir die Frage, auf welchem Weg ich zu Kindern kam, weitaus unwichtiger als der Zeitpunkt.

Der neugeborene Junge, den wir 1967 adoptierten, war für mich so voller Wunder wie ein eigenes Kind. Zwei Jahre später adoptierten wir ein Mädchen. Beide zusammen befriedigten meine mütterliche Sehnsucht vollkommen. All die Gedanken (und Tränen), die diverse Ärzte

mit ihrer Unterstellung, daß ich keine Kinder bekommen könnte, hervorgerufen hatten, lösten sich angesichts dieser beiden Kinder in Luft auf. Ich war zufrieden.

Der sehnliche Wunsch, zu erleben, wie es ist, selbst ein Kind auszutragen, erwachte nur noch einmal, als ich nämlich durch die Scheibe einer Entbindungsstation die neugeborene Tochter von Freunden betrachtete. Emily hatte hundertprozentig die Augenbrauen ihres Vaters – dunkel, buschig und quer über den Ansatz ihrer winzigen Nase verlaufend. Das Wunder von Emilys Augenbrauen, ganz im Verborgenen im Leib ihrer Mutter entstanden, ließ eine alte Sehnsucht in mir wieder aufkeimen. Aber es war nur eine flüchtige Reaktion, der ich keinerlei weitere Beachtung schenkte. Das Aufziehen von zwei Krabbelkindern nahm meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

Nicht lange nach diesem Besuch auf der Entbindungsstation verbrachte ich einen Tag bei einer guten Freundin, der ich eingestand, daß ich seit einiger Zeit ohne ersichtlichen Grund ziemlich deprimiert war. «Wenn ich nicht wüßte, daß es unmöglich ist, würde ich glauben, daß ich schwanger bin.»

«Aber genau das bist du», rief sie. Meine Freundin Mav ist eine äußerst intuitive Frau, die eine Menge von C. G. Jung, Traumanalyse und Tarot-Karten versteht. «Ich wollte dich nicht schockieren», fügte sie hinzu, «aber ich habe schon seit einiger Zeit den Eindruck, daß du schwanger bist.»

Sie holte ein Päckchen Tarot-Karten hervor und forderte mich auf, abzuheben. Ich erinnere mich nicht mehr, auf welche Weise die Karten ihre intuitive Diagnose bestätigten, aber ich blätterte mindestens einmal die Todeskarte auf.

«Das ist das Symbol für Erneuerung», frohlockte sie. «Ich finde, du solltest zum Arzt gehen und einen Karnikeltest machen lassen.»

Das tat ich denn auch. Ich war schwanger. Eine Woche später bekam ich in Mavs Küche von der Sprechstundenhilfe des Arztes telefonisch die Bestätigung. Wir heulten im Duett.

Fast umgehend wurde mir beim Braten von Hamburgern übel. Voller Freude und lange, bevor es wirklich nötig war, trug ich Umstandskleidung. Ich schwelgte in meinem Zustand, ließ mich im Garten im Profil fotografieren. Ich konnte einfach nicht glauben, daß ich ein Kind erwartete, aber Fotos lügen nicht. Bei unserem zehnten College-Treffen hatten alle meine Klassenkameradinnen das Kinderkriegen längst eingestellt. Aber ich war immer ein Spätentwickler gewesen, und meine jüngste Entwicklung ragte deutlich hervor.

Den richtigen Geburtshelfer zu finden bedeutete, daß ich den Arzt wechseln mußte. Mein neuer Gynäkologe war groß, schlank, elegant und hatte blitzblaue Augen, aber die Art, wie er Gespräche und Untersuchungen unterbrach, um Verabredungen zum Golfspielen in seinem Club zu treffen, gefiel mir nicht. Meine Fragen schienen ihn zu langweilen. Ich befürchtete, er würde, wenn es für mich an der Zeit war, ins Krankenhaus einzurücken, am Abschlag zum neunten Loch stehen und sich weigern, auf seinen Piepser zu reagieren. Ich verlangte meine Unterlagen zurück und ging.

Mein zweiter Geburtshelfer war ein vornehmer alter Südstaatler, der in dem Ruf stand – und auf meine Frage hin bestätigte er das –, von dem Augenblick an, in dem eine Schwangere ins Krankenhaus kam, bis zur Geburt des Babys nicht von der Seite seiner Patientin zu weichen. Ich glaubte, er sei der Richtige für mich, nur erklärte er

mir dann, es gebe eine Regel, an die er sich eisern halte: Kein anderer Mann, auch kein Ehemann, habe Zutritt zum Kreißsaal. Er war der Ansicht, das sei für die Beziehung eines Paares nicht bekömmlich. Widerstrebend erklärte ich ihm, daß ich seine Meinung nicht teilte. Denn der einzige, den ich außer dem Arzt bei mir im Kreißsaal haben wollte, war mein Mann. Wieder verlangte ich meine Unterlagen zurück.

Schließlich entschied ich mich für einen Kubaner, der zwar nicht versprach, die ganze Zeit bei mir zu bleiben, es dafür aber befürwortete, daß der Vater die Entbindung miterlebte. Er war mir wärmstens empfohlen worden, traf bei meinem ersten Termin keine Verabredungen zum Golf und kannte sich gut mit den Techniken der natürlichen Geburt aus. Er nannte mir den Namen einer Frau, die seiner Ansicht nach die besten Vorbereitungskurse für Schwangere hielt.

«Sie ist – wie sagt man bei Ihnen? – ein bißchen exzentrisch», warnte er mich. «Aber ich glaube, jemand Besseren können Sie nicht finden.» Die Frau hieß Sylvia. Am Telefon hatte sie eine beruhigende Stimme. Im siebten Monat der Schwangerschaft begannen mein Mann und ich mit dem Kurs für natürliche Geburt nach Lamaze, den sie in ihrem Haus abhielt.

Sylvia wohnte in einem großen, heruntergekommenen Gebäude aus braunem Sandstein in einer zu dieser Zeit ziemlich heruntergewirtschafteten Gegend Washingtons, nicht weit vom Weißen Haus entfernt. Es war das Jahr 1971. Die brisante Frage des Vietnamkrieges hielt das Land in Atem, und während ich damit beschäftigt war, Kinderzimmermöbel anzustreichen, überschwemmten Tausende und Abertausende von Kriegsgegnern die Stadt. Einige von ihnen wohnten, wie ich bei Kursbeginn feststellte, in Sylvias Haus.

Wir versammelten uns in ihrem Wohnzimmer; es war ziemlich groß und eigenartig eingerichtet mit klobigen Sofas, halbwegs sauberen indischen Decken und merkwürdigen Lampen voller Spinnweben. Sylvia war eine mollige Frau Ende Dreißig mit olivgrüner Haut und einer ungeheuren Fülle langer, schwarzer Locken, die wie ein Wasserfall über ihre Schultern herabfielen. Damals stillte sie selbst noch ein Kind.

In unregelmäßigen Abständen marschierte ohne Vorwarnung ein splitter nackter strammer Dreijähriger majestätisch durchs Zimmer, sprang auf den Schoß seiner Mutter, griff unter ihr T-Shirt und schnappte sich eine Brust, während Sylvia mit ihrem Unterricht fortfuhr. («Ihr braucht euch bloß vorzustellen, daß sich der Gebärmutterhals genauso weitet wie der Halsausschnitt eines Pullovers, den man über den Kopf zieht.»)

Mein Mann und ich hatten etwas Mühe, uns auf den Unterricht zu konzentrieren. Wir waren nicht die einzigen. Im Zimmer verteilt befanden sich Männer in Sportkleidung und Frauen in gestärkten Leinenkleidern mit dehnbarem Einsatz, die ohne Zweifel aus blitzblanken Vorort-Bungalows kamen, wo die Bürgersteige mit blühenden Hecken gesäumt waren. Ich glaube, keiner von uns hatte damit gerechnet, in einer so organischen Umgebung etwas über natürliche Geburt zu erfahren. Aber mein ungeborenes Kind war vor den Katzenhaaren auf den Sofakissen bestens geschützt, und ich brauchte nun mal die Informationen, die Sylvia lieferte.

Andauernd streckte Sylvias Mann oder Freund (ich machte mir nicht die Mühe, seine Art der Zugehörigkeit in Erfahrung zu bringen) seinen Bauch durch einen stauigen roten Samtvorhang, der das Wohnzimmer vom angrenzenden Raum abtrennte, und fragte etwa, ob «Arnie aus Detroit» schon von der Demonstration zurück sei.

Offenbar war das Haus ein Treffpunkt für Demonstranten gegen den Vietnamkrieg. Sylvia schüttelte dann den Kopf, und ihr Mann/Freund kratzte sich träge den Bauch und verschwand, nur um später wieder aufzutauchen und zu fragen, ob inzwischen einer von «den Neun aus Cantonsville» aufgetaucht sei. Die beeindruckendste Kursteilnehmerin war die Frau des hiesigen Hare-Krishna-Oberhauptes. Sie saß – ohne ihren Mann, der aus religiösen Gründen nicht mitkam – in einem orangefarbenen Sari im Lotossitz da und blickte anmutig in die Luft. Ihre Lippen, die ständig die Worte «Hare-Krishna» formten, bewegten sich im Takt mit ihren Fingern, die sich an den Perlen einer Gebetskette zu schaffen machten.

Wenn für sie die Zeit der Entbindung kam, würden ihr offenbar mehrere weibliche Mitglieder der Hare-Krishna-Gemeinde zur Seite stehen, während der Vater des Babys und die anderen Männer nebenan ihre Gesänge anstimmten.

Im Laufe der Zeit gewöhnte ich mich an den nuckelnden Dreijährigen, den Demonstranten-Suchdienst und das gelegentliche Aufklatschen von feuchtem Abfall im Innenhof. Sylvia war eine fesselnde Lehrerin, und ich sammelte begierig all die vervielfältigten Blätter über die verschiedenen Wehenstadien und das Übergangsstadium und las sie zu Hause aufmerksam durch. Mein Mann und ich sollten die verschiedenen Atemübungen zusammen absolvieren, sollten ein Gefühl für den zeitlichen Rhythmus der Kontraktionen entwickeln und lernen, wie man Dr. Lamaze zufolge als Paar das Baby zur Welt bringt. Aber dieser Teil der Vorbereitung funktionierte einfach nicht. Es gelang mir nie, meinem Mann die Zeit dafür abzuluchsen, oft war ich müde, und vor allem konnte ich einfach immer noch nicht recht glauben, daß meine Schwangerschaft echt war.